

«Vielleicht wird der Gig auch grauenhaft»

HALLENSTADION Francis Rossi ist der Kopf von Status Quo. Die Rockband spielt am 12. September im Zürcher Hallenstadion. Vielleicht zum letzten Mal: Rossi denkt ans Aufhören – und ist manchmal sehr unglücklich mit seinem Leben.

Francis Rossi, Sie waren krank letzte Woche, mussten diverse Konzerte absagen. Gehts besser?
Francis Rossi: Geringfügig. Wir tranken an einem Konzert offenbar schlechtes Wasser. Jedenfalls lagen wir alle darnieder. Und es geht nur langsam wieder aufwärts. Sie kommen regelmässig in die Schweiz für Konzerte. Weshalb?
Wir haben hier einen sehr guten Promoter, einer der alten Schule, der geradlinigen alten Rock'n'Roll noch schätzt. Wir sind gut befreundet.

Schätzen die Schweizer den guten alten Rock'n'Roll auch?

Keine Ahnung. Wer schätzt den heute überhaupt noch? Schon vor 40 Jahren hiess es ja, wir sollten aufhören. Unser Sound sei nicht mehr gefragt. Und seither überlegten wir uns etwa im Jahresrhythmus, ob wir einfach stoppen sollen. Irgendwie gings aber trotzdem weiter. Keine Ahnung weshalb.

Diesen Frühling gabs Gerüchte, die Band würde sich trennen. Trennen?

Das ist ein Witz. Nein, wir würden einfach keine Musik mehr machen und fertig. Und ich denke, dieser Zeitpunkt ist nun ziemlich nahe.

Was hiesse das für Sie?

Woher soll ich das wissen? Die Band war immer da – etwa seit ich 12 war. Ich wüsste vermutlich nicht, wer ich bin ohne Status Quo. Ich könnte auch gleich aufhören zu existieren.

Das klingt irgendwie hoffnungslos. Weshalb machen Sie überhaupt Musik?

Heute mache ich Musik, weil sie meine Existenzberechtigung ist. Aber ich werde alt – bin nun 66. Als wir mit der Musik begannen, gab es keine Rockstars in dem Alter. Heute sind sogar U2 schon in ihren 50ern – die waren in den 80ern mal die wilden Jugendlichen, als wir bereits über unserem Zenit waren. Und trotzdem spielen wir noch immer im Hallenstadion. Ich verstehe nicht.

Weshalb denken Sie nun ans Aufhören?

Unsere Musik ist für die Bühne gedacht. Und das fordert eine extreme physische Leistung. Nach jedem Gig denke ich: endlich vorbei. Und das schon seit Jahren. Irgendwann zermürbt das.

Sind Sie unglücklich mit Ihrem Job?

Was ist schon Glück? Ich bin irgendwie glücklich über das, was ich in dieser kapitalistischen Welt erreicht habe. Ich bewies, dass ich fähig bin, mit meiner Musik Geld zu machen. Und darum dreht sich letztlich alles. Die Einnahmen, die ich generiere, berechtigen meine

Musik – das machte mich früher glücklich. Heute aber nicht mehr. Das klingt resigniert.

Das Leben ist doch für alle so, nicht nur für uns Musiker. Man tut alles fürs Geld und versucht dabei glücklich zu wirken. Alles ist eine Lüge.

Vor allem das Musikgeschäft?

Natürlich ist es eine Lüge. Kein Künstler ist so nett oder böse, wie er gefeiert wird, keine Band so gut oder schlecht, wie sie in den Medien dargestellt wird. Alles muss maximiert oder vereinfacht werden – die PR-Abteilungen werfen mit Kraftausdrücken nur so um sich. Ich nenne sie Bullshit-Abteilungen. Aber Sie sehen, ich bin ein verwirrter alter Mann. Es geht abwärts mit mir. Vielleicht komme ich schon bald in die Schweiz zum Sterben. Mein Gesicht zerfällt, meine Kräfte schwinden. Kommen Sie doch zu meinem Konzert – oder meiner Beerdigung.

Sie wollen den Freitod wählen?

Ich bin der Ansicht, man soll sein eigenes Sterbedatum selber wählen dürfen. Ich ärgere mich über die religiösen Dogmatiker, die mir das verbieten wollen. Das Christentum spricht vom freien Willen. Weshalb sollte der bei der Wahl des Todeszeitpunkts haltmachen? Wenn ich die Nase voll habe vom Leben, will ich sagen können: Tschüss, ich gehe jetzt.

Dieselben Gedanken wie bei der Musik. Dennoch treten Sie viel auf, veröffentlichen Alben. 2014 nahmen Sie eine akustische Platte auf mit alten Hits im entschlackten Kleid mit Handorgel, Streicher und so. Weshalb?

«Ach, müssen wir über Musik sprechen? Ich mache das nicht gern.»

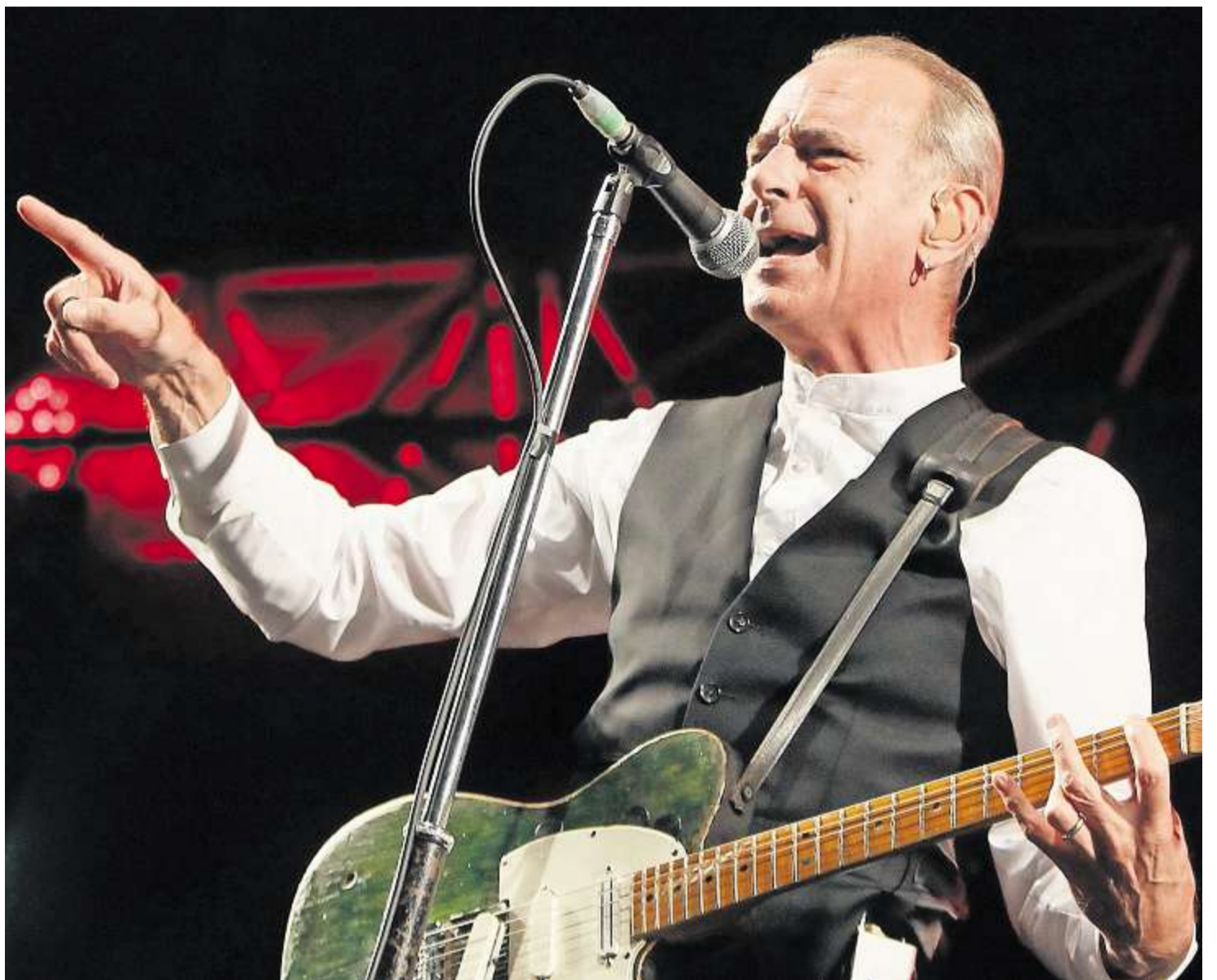
Ach, müssen wir über Musik sprechen? Ich mache das nicht gern. Aber egal: Es begann damit, dass wir bei BBC zwei oder drei Songs auf diese Weise aufzeichneten und fanden, das klinge gut. Irgendwie beschlossen wir, die Sache ins Studio zu bringen und eine Platte so aufzunehmen. Das Projekt kam mir gelegen, da ich die Nase von unserem klassischen Rockgedudel voll habe.

Wieso haben Sie die Nase voll?

Ich habe das nun gut 50 Jahre lang gemacht. Im Zweijahrestakt Tour, Studio, Promotion und wieder zurück auf Tour. Immer dieselben Songs, denselben Sound.

Grandios in Szene gesetzt

Wiener Klassik und Wiener Schule hatten sie im Gepäck. Nach der «Ouvertüre» mit Anton Weberns Variationen op. 30 und der Begleitung der Orpheum-Solisten in Mozarts Sinfonia concertante KV 364 war das Orchester mit seinem Dirigenten in der zweiten Konzerthälfte unter sich und setzte sich mit Beethovens 7. Sinfonie



«Nach jedem Konzert denke ich: Endlich vorbei. Und das schon seit Jahren.» Francis Rossi von Status Quo und seine Rücktrittsgedanken.

Keystone

Man kann nicht gerade sagen, unsere Kompositionen seien grosse Meisterwerke. Die meisten sind in derselben Tonart, mit denselben Akkorden und Riffs geschrieben. Das wird irgendwann langweilig. Ich verstehe nicht, was unsere Fans daran finden.

Also stürzten Sie sich mit Freude ins akustische Projekt?

Ehrlich gesagt fragte ich mich zunächst, wofür wir das jetzt machen sollten. Nach zwei, drei Songs im Studio kam aber plötzlich die Begeisterung für die Musik zurück. Ich spürte eine Kreativität wie zuletzt vor 40 Jahren. Ich genoss die Aufnahmen und die anschliessenden Konzerte wirklich in vollen Zügen. Leider konnten wir nur ein halbes Dutzend Gigs so machen – 15 Personen auf der Bühne ist schlicht zu teuer. Das Album war dafür der grösste Erfolg seit Jahren. Das hatte aber wohl andere Gründe.

Welche?

Unser Promoter ging zu den Radios und sagte, ein neues Album von The Quo sei da. Da hiess es: Na und? Nicht interessant. Er sagte: Es ist unplugged. Die Antwort: Aha, schon interessanter.

Sonst noch was? Der Promoter meinte: Sie zogen sich aus auf dem Cover und Bryan Adams schoss das Bild. Da war das Interesse doch noch geweckt. Am Ende lief alles wieder über das Maximieren, die Schlagwörter und PR-Gags. Ich spiele das dämliche Spiel also auch mit. Alles muss gross und toll sein. Kürzlich stand ich vor dem Cornflakesregal im Supermarkt und wusste wegen der grossen Auswahl nicht, was nehmen. Dasselbe passiert mir bei Magazinen, Getränken. Früher hatte man eine oder zwei Radiostationen, heute gibts für jeden Musikstil eine eigene.

Was ist daran schleicht?

Früher war man gezwungen, Musik zu hören, die einem nicht gefiel. Man definiert sich stärker über die Dinge, die man nicht mag, als über jene, die man mag. Es ist nicht gesund, dass man diesen Erlebnissen nun ausweichen kann. Wie oft hörte ich den Song einer Band, die mir eigentlich nicht gefiel – ob U2 oder Pet Shop Boys. Und doch mochte ich den Song – ich musste mich damit auseinandersetzen und Vorurteile aufgeben. Das bildet und formt den

Charakter. Ich hörte immer schon alle Stile und Arten der Musik.

Weshalb spielen Sie denn immer nur den geradlinigen Rock?

Es ist ein Zwang. Ich entschied mich als Jugendlicher dafür, feierte Erfolge damit und nun komme ich nicht mehr davon weg. Wenn ich Geld in ein Album investiere, bin ich darauf angewiesen, dass die Fans nicht enttäuscht sind. Ich kann auch keine Tour machen, auf der die Fans nicht kriegen, was sie wollen.

Classic Rock ist Ihr Gefängnis?

Ich hätte nicht gewagt, das so zu formulieren. Aber im Prinzip stimmt es. Natürlich sagte ich als Jugendlicher: Lasst mich in dieses Gefängnis rein. Also kann ich mich nun schlecht darüber beklagen. Ich bereue die Entscheidung von damals auch nicht. Jedes Alter bringt Entscheidungen mit sich und man hat immer gute Gründe, sie so zu treffen, wie man es tut. Es ist sinnlos, sich Jahre später darüber zu ärgern. Der Rock'n'Roll ist aber letztlich nur aus kapitalistischen Gründen mein Gefängnis.

Inwiefern?

Im Prinzip ist der Rock'n'Roll ein kleines Gefängnis im grossen Ge-

fängnis des Kapitalismus. Die Musik half mir, einen Lebensstil zu etablieren, den ich nun aufrechterhalten muss. Ich bin auch nur ein Sklave des Systems. Also muss ich wohl oder übel Musik machen, und zwar jene, die meine Fans wollen.

Wollen Sie überhaupt raus aus dem Gefängnis?

Ich denke schon. Aber wenn ich es verlasse, wer bin ich dann? Vermutlich ist es besser, ich bleibe drin.

Nun müssten Sie eigentlich Ihren Gig anpreisen. Vermutlich spielen Sie einfach, was die Fans hören wollen. Richtig?

Exakt. Ich muss glücklicherweise nicht erzählen, dass wir eine Show mit lesbischen Vampiren haben und wir uns splinterfasernackt auf der Bühne räkeln. Nein, wir spielen einfach unsere Songs. Ich könnte sagen: Kommt vorbei, wir werden das Hallenstadion rocken, als gäbe es kein Morgen. Aber ich hasse solche Phrasen, zumal sie oftmals nicht stimmen. Vielleicht wirds ein guter Gig, vielleicht ein grauenhafter.

David Kilchör

Status Quo, Hallenstadion Zürich, 12. September, 20 Uhr.

Sichtbare musikalische Gestaltungskraft

TONHALLE Fördern ist das eine, Jubilieren das andere. Im 2. Festkonzert feierte die Orpheum-Stiftung in der Tonhalle mit dem Schweizer Dirigenten Philippe Jordan.

Der Sohn des berühmten Schweizer Dirigenten Armin Jordan wundert sich, wenn er noch zu den jungen Pultstars gezählt wird. Immerhin hat der 1974 geborene Musiker, der bereits mit 20 Jahren seine erste feste Verpflichtung als Opernkapellmeister übernahm, die Vierzigergrenze überschritten, und vor allem hat Philippe Jordan schon längst seinen eigenen Namen. Seit 2009 steht er als Direktor der

Opéra de Paris ganz oben, und seit einem Jahr ist er auch in einer zweiten europäischen Musikmetropole zu Hause: Die Wiener Symphoniker wählten ihn zu ihrem Chefdirigenten. Mit ihnen war er am Freitag bei der Orpheum-Stiftung zu Gast.

Grandios in Szene gesetzt

Wiener Klassik und Wiener Schule hatten sie im Gepäck. Nach der «Ouvertüre» mit Anton Weberns Variationen op. 30 und der Begleitung der Orpheum-Solisten in Mozarts Sinfonia concertante KV 364 war das Orchester mit seinem Dirigenten in der zweiten Konzerthälfte unter sich und setzte sich mit Beethovens 7. Sinfonie

grandios in Szene. Das Wort «Szene» ist hier durchaus wörtlich gemeint: Wer ein Konzert sehen wollte, kam auf die Rechnung.

Die ausserordentliche Energie, die diese Interpretation der Siebten prägte, die präzise gesteuerte dynamische Spannweite, das mitreissende rhythmische Kräftespiel, der melodische Schwung, das Wechselspiel der Register – alles war auch Jordans Gestik, Mimik, Körpersprache, ausladend, aber präzise in der musikalischen Architektur begründet. Und wenn da auch sieghafte Allüren dabei waren, so ist auch daran zu erinnern, dass Beethoven die «dionysische» Siebte zusammen mit der

Schlachtenmusik «Wellingtons Sieg» uraufgeführt hatte.

Im Sinn der Stiftung

Zu bewundern war Jordans Präsenz, was er alles an Ereignis in der Partitur hervorholte, auch an Versteckterem – etwa im Allegretto das Wechselspiel der Staccati in Violinen und Bratschen, die das Gesangsthema in den Bläsern begleiteten. Man hörte und sah oder sah und hörte. Zu fragen wäre, ob auch das Orchester so viel Einwirkung brauchte, um sich aus der Reserve locken zu lassen, wie es hier zweifellos der Fall war. Wie viel dieses Orchester zu geben hat, zeigte sich zuletzt in der herrlich virtuos-flirrend gespielten

Zugabe von Mendelssohns «Sommerabendtraum»-Scherzo.

Der triumphale Auftritt des Orchesters liess am Ende fast schon vergessen, dass der Stiftungszweck diesmal nicht ganz unberücksichtigt blieb: Die Solisten in Mozarts Sinfonia concertante waren der Geiger Nikolaj Znaider, ein ehemaliger Orpheum-Solist mit internationaler Karriere, und die 1990 geborene Südkoreanerin Kyoungmin Park, die für ihren Ruf als Violasolistin und Kammermusikerin ebenfalls schon etliche Stationen durchlaufen hat: Der 2. Preis beim ARD-Musikwettbewerb 2013 und in der Folge der Auftritt an den Schwetzingen Festspielen und als Solistin

unter anderem mit dem Bayerischen Rundfunk gehören dazu.

Die Tournee mit den Wiener Symphonikern nach Meran, Locomo und Zürich war die Fortsetzung dieses Weges, und mit dem Mozart-Werk, das beide Solisten gleichrangig behandelt, erwies sie sich als ebenbürtige Partnerin des erfahreneren Solisten, als sensible und agile Gestalterin, die den verschatteten Bratschenklang in der reichen Dialogik des Stücks ausdrucksvoll zur Geltung brachte. Stimmig war die Virtuosität des Solistenpaars im Orchester aufgehoben, und so blühte unter Jordans Leitung der wunderbare konzertante Geist dieses Werks.

Herbert Büttiker